

Miszellen.

Künstlerrache.

„Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande!“ Dies ist eines von denjenigen Sprüchwörtern, die am seltensten eine Ausnahme erleiden, und scheint es vor allen auf deutsche Kunstzustände abgezielt zu sein. Was nicht über dem Rheine drüben oder jenseits der Alpen sein Vaterland hat, wird nur mit halben Augen angesehen oder mit vornehmem Achselzucken beurtheilt.

So ist es aber bei uns schon zu allen Zeiten gewesen, und manches deutsche Künstlerherz ist über dieser bitteren Erfahrung gebrochen, wenn der mittheilige Wagen nicht etwa durch den erträglichen Hungertod zuvorgekommen war.

Der Kaiser Josef I. ließ sich die Hebung vaterländischer Kunst außerordentlich angelegen sein, wie die 1705 von ihm in Wien gestiftete Akademie der bildenden Künste zur Genüge beweist. Ramhafte und tüchtige deutsche Maler zog er nach der Kaiserstadt, allein die fortwährende, kriegerische Unruhe jener Zeiten und noch mehr der wenige Jahre später erfolgte Tod dieses kaiserlichen Beschützers der herrlichen Kunst, setzten dem vaterländischen Unternehmen große Hindernisse entgegen.

Kaum hatten sich unter Karl VI. die politischen Verhältnisse mit Frankreich etwas freundlicher gestaltet, als auch französische Künstler in großer Zahl nach Wien kamen und mit dem vollsten Vorurtheile für das Fremde aufgenommen wurden. Die lustigen Franzosen brachten die ganze Anmaßung und den galanten Poston Ludwig XV. mit und wußten durch die Zuverlässigkeit ihres Auftretens oft weit mehr zu imponiren, als durch die Vollständigkeit ihrer Talente. Man stritt um die Ehre, sich von den Franzosen portraituren zu lassen und bezahlte mit Vergnügen für ein schlecht getroffenes Bildniß gern das Vierfache des Preises, für welchen ein gewissenhafter, einheimischer Künstler ein schönes und treues Bild geliefert hätte.

Seit einiger Zeit machte besonders ein gewisser Claude Jouvenet in Wien gewaltiges Aufsehen, weniger durch seine Bilder, als durch sein Auftreten, denn er hatte sich noch immer nicht entziehen können, einen der vielen an ihn ergangenen Aufträge für Bilder anzunehmen und auszuführen.

Desto mehr wußte er jedoch durch sein sicheres Auftreten zu imponiren und sich bald Zutritt in die ersten Kreise der Residenz zu verschaffen, wo er bis jetzt seinen größten Ruhm im rückwärtslosesten Tadel über deutsche Kunst und Künstler gesucht hatte. Dagegen war die Superiorität französischer Malerei immer das zweite Wort in seinen Reden und ganz besonders suchte er sich mit dem Glanze seines Onkels, des berühmten Jean Jouvenet, so viel als möglich zu schmücken, ohne bis jetzt durch etwas mehr, als Reden auch von seinem eigenen Talente Beweise gegeben zu haben.

Gerade dadurch, daß Jouvenet erklärte, nur Personen der höchsten Gesellschaft malen zu wollen, wurden

die Anstrengungen immer größer, die man machte, um den großsprecherischen Franzosen an sich zu fesseln, denn man glaubte, darin eben ein Zugeständniß zu finden, daß die Kreise, welche Jouvenet mit seiner Gegenwart beehrte, nothwendigerweise der höchsten Gesellschaft angehören mußten.

Einigen Reichsgrafen und Fürsten war es endlich gelungen, gegen enorme Bezahlung ihre Bildnisse von Jouvenet gemalt zu erhalten, und obgleich diese Bilder kaum die Grenzen der Mittelmäßigkeit überschritten, so waren sie dennoch in den Augen ihrer Besitzer, zum Theil wohl auch mit durch die dafür bezahlten großen Summen, von einem außerordentlichen Kunstwerke.

Wie sehr zurückgesetzt mußten sich durch diese abgöttische Verehrung fremdländischer Mittelmäßigkeit die einheimischen Künstler von anerkanntem Werthe fühlen, die man jetzt kaum mehr der Beachtung werth hielt! Ganz besonders aufgebracht fühlte sich der Meister Kupeßky, der, ein geborner Ungar, schon damals herrliche Proben seiner hohen Künstlerschaft abgelegt hatte.

Kupeßky war ein Künstler in des Wortes wahrster Bedeutung, allein Wenige hatten wohl in ihrem Leben gleiches Ungemach zu erdulden gehabt. Von seinem armen Vater war er zu dessen Handwerk, der Weberlei bestimmt worden, doch hatte ihn der hohe Beruf der Kunst getrieben, heimlich diese verbotene Beschäftigung zugleich mit dem Elternhaus zu verlassen und sich lange, lange Jahre oft in der drückendsten Noth und bettelnd in der Welt umherzutreiben, bis sich endlich sein an das Wunderbare grenzendes Talent Anerkennung verschaffte. Die neu gegründete Akademie der Künste zog ihn nach Wien, das er von da an als seine Vaterstadt betrachtete, so glänzend auch die Anerbietungen waren, die er, nach auswärts, zumal von Peter dem Großen erhielt.

Seit seiner Rückkehr nach Wien hatte Kupeßky ein inniges Freundschaftsband mit dem Bildhauer Wigand geschlossen, dessen heiteres Temperament ihn dem Maler mit jedem Tage liebenswürdiger und unentbehrlicher machte, so daß man die Beiden fast immer zusammen antreffen konnte.

Wigand theilte natürlich die Indignation Kupeßkys gegen den unverschämten Jouvenet im vollsten Grade und er hatte erst kürzlich eine höchst gelungene Karrikatur unter seinen künstlerischen Freunten verbreitet, welche den französischen Maler darstellte, wie er eben dem Kaiser selbst verweigert, dessen Bildniß anzufertigen, und darunter die Aeußerung, daß er sich vorgenommen habe, jetzt nur noch höchstens monsieur le bon Dieu zu portraituren.

Das Spottbild erregte unter den einheimischen Künstlern den größten Jubel. Jouvenet soll es sogar selbst zu Gesicht bekommen haben, allein geändert ward dadurch im Wesentlichen gar Nichts. Der prahlerische Pariser trieb sein Wesen nach wie vor und wurde höchstens in seinen Präntensionen noch unverschämter als zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Aus London schreibt man der Kölnischen Zeitung unter dem 28. April: „Vorgesekern verschworen sich unsere deutschen Arbeiter in der Ausstellung, Preußen, Hessen, Bayern und anderer Stämme Kinder, mit bemerkenswerther Einigkeit, daß sie nicht weiter arbeiten werden, können und wollen, wenn man ihnen das Rauchen nicht gestatte. Nun aber ist das Gebäude jetzt gerade in allen seinen Räumen voll von Feu, Hobelspänen, Sägespänen, Baumwollwatte, Stroh und zerbrochenen Kisten. Alle diese Verpackungsgesgenstände befinden sich in einem Zustande untadelhafter Trockenheit und sind jeden Augenblick erbötig, sich durch irgend einen beliebigen Funken irgend einer beliebigen Tabakspfeife in Brand stecken zu lassen. Das Rauchen kann somit vernünftigerweise nicht gestattet werden, und es wäre kein Mangel an Patriotismus, wenn einer behaupten wollte, daß unsere Arbeiter eine unziemliche Forderung stellen. Gewohnheit aber ist stärker als Logik. Die Arbeiter steckten sich aller Vorstellungen der Beamten zum Troze ihre Pfeifen an, und da sie „einig“ waren, behaupteten sie das Feld. Nicht allzulange. Die Ausstellungsbeamten meldeten das Ungeheuerliche sofort dem Earl of Buckingham und dieser wandte sich an den Sir Richard Mayne, den Polizeichef Londons, um Hilfe, und besagter Sir Richard ließ 100 Mann Policisten — natürlich waffenlos — nach dem Gebäude commandiren. In geschlossenen Reihen marschirten sie der Nase nach, d. h. dahin, woher der Tabakrauch kam, einher, ernst und gemessen nahmen sie jedem Rauchenden mit dem höflichen „excuse me Sir“ die Pfeife aus dem Munde, und der gute Landsmann, verblüfft durch solche Höflichkeit, ließ es geschehen. Die Rebellion war damit zu Ende, das Gebäude mit seinem auf 4 Millionen geschätzten Inhalt steht heute noch unverbrannt da, und wäre es verbrannt, wahrlich, die betreffende Versicherungsgesellschaft hätte keinen Heller Ersatz bewilligt.“

Neues Verfahren, Eisen oberflächlich zu verstählen.

Das neue Verfahren, Eisen oberflächlich zu verstählen, welches von J. Martignoni erfunden und von vielen Industriellen Deutschlands in jüngster Zeit erkaufte worden ist, hat sich überall als gut und praktisch bewährt und verdient öffentlich bekannt gemacht zu werden. Nach der Monatschrift des Gewerbevereins in Köln besteht das Verfahren darin, daß man das zu härtende Eisen rothwarm macht, dasselbe dann mit der unten näher angegebenen Härtemasse bestreicht, letztere im Feuer abbrennen läßt und das Eisen dann durch Eintauchen in Wasser kühlt. Ein Vorzug dieses Mittels liegt darin, daß das Eisen nur an seiner Oberfläche verstählt wird, während der Kern des Eisens weich bleibt. Die Härtemasse wird bereitet aus:

5	Gewichtstheilen	fein geraspeltten Hornspänen, (Ochsenklauenpulver).
5	„	Ebinarinde,
2 1/2	„	Blutlaugensalz (Kaliumeisen- cyanür),
2 1/2	„	gewöhnliches Kochsalz,
7 1/2	„	gereinigten Kalisalpeter,
10	„	schwarzer Seife.

Die genannten Materialien werden zu einem Teige vermengt und, um die Masse bequemer beim Gebrauch handhaben zu können, in 3/4 Zollige Stangen geformt.
(Sächs. Industrie-Zeitung 1861, S. 459.)

Schwarzwald-Sagen.

Der Kapuziner von Herrenalb.

In dem längst zerstörten Kloster,
Welches Herrenalb genannt,
Hauste einst ein Kapuziner,
Der als Geist weitem bekannt.

Oft ging er zum nahen Dorfe,
Das den gleichen Namen führt,
Wo er bei dem bieder'n Schmiede
Dann den Hammer hat regiert.

Baader hämmert er das Eisen,
Gönnte sich nicht Ruh und Raß,
Niemals schien er je ermüdet
Von der Arbeit schwerer Last.

Weit umher die Funken sprühten
Von des Hammers hartem Schlag,
Wenn das Eisen, weiß erglühend,
Dampfend auf dem Ambos lag.

Oftmals in der weiten Esse
Zachte er das Feuer an,
Daß die Flammen hoch aufschlugen,
Raum vor Gluth man konnte nah'n.

Mit dem Schmied und den Gesellen
Trieb der Geist auch manchen Scherz,
Nicht schien es, daß in ihm wohne
Ein geheimer Seelenschmerz.

Und so wahrte dieses Treiben
Von dem Geiste lange Zeit,
Keines von den Dorfbewohnern
Ihm zuletzt zu nahen scheut.

Doch als man nun eines Tages
Sah den schweren Ambos ab,
Und ihm in der dunklen Schmiede
Einen hellern Standort gab.

Burde unter ihm gefunden
Hier ein Goldstück, blank und neu,
Dessen scharf Gepräge zeigte,
Läß es längst geschlagen sey.

Schnell nach dem erwünschten Funde
Griff nun das Weihenpaar,
Und das Gold nach kurzem Ringen
Fast des Aelter'n Beute war.

Da ermannet sich der Jüng're,
Wirft d.s Goldstück hoch empor,
Daß es bei der Klostermauer
In dem Abfuß sich verlor.

Doch kaum hatte man vernommen
Jenes Goldes jähen Fall,
Da ertönet in der Nahe
Ein gar seltsam heller Schall.

Denn es war, als wenn gehäufet
Werde Gold zu einem Hauf',
Und von diesem Tag an hörte
Der Besuch des Geistes aus.

Niemehr ward er nun gesehen,
Da ihn der Gesellen Streit
Von dem lang getragnen Banne
Durch das Goldstück hat besiegt.

Herrmann Fröhlich